



Dienstag, 29. September 2026, 15:00 Uhr
~13 Minuten Lesezeit

Kein Refrain, den jeder kennt

Das Protestlied als politische Ausdrucksform existiert zwar noch, aber es wird nicht mehr kulturell zelebriert. Vielleicht ist unsere Empörungsgesellschaft zu schnell für die Bob Dylans dieser Welt geworden.

von Manovas Weltredaktion
Bild: Collage mit Foto von Shutterstock.com (Pixel-Shot, BOONCHOK SRIKHAM)

Es gab eine Zeit, in der Wut Musik hervorbrachte.

Keinen Podcast. Keinen TikTok-Clip, von jemandem, der vom Fahrersitz eines geparkten Honda aus ins Telefon brüllt. Musik. Echte Songs, mit Melodien, die man sich merken konnte, und Worten, die gelegentlich Regierungen das Fürchten lehrten. In den 1960er- und frühen 1970er-Jahren gab es reichlich Grund zur Wut, und die Musiker verhielten sich entsprechend. Vietnam verheizte junge Männer, Bürgerrechtler wurden verprügelt, Politiker logen mit beachtlicher professioneller Kompetenz, Studenten wurden erschossen, Städte standen in Flammen, und eine ganze Generation begann zu ahnen, dass die Erwachsenen, die die Welt regierten, vielleicht gar nicht wussten, was zur Hölle sie da taten. Also sangen die Menschen darüber, und zwar überall.

von Hans Casteels

Bob Dylan hat das Protestlied nicht erfunden, auch wenn spätere Generationen sich gelegentlich so benehmen, als wäre er mit einer Akustikgitarre und mehreren in Mundharmonika-Notation verfassten Geboten von einem Berg herabgestiegen. Woody Guthrie hatte es schon vor ihm getan. Pete Seeger tat es. Joan Baez tat es. Phil Ochs machte politische Empörung praktisch zu seinem Beruf. Nina Simone konnte ein Lied wie eine Anklageschrift klingen lassen. Marvin Gaye fragte, was eigentlich los sei – und mehr als ein halbes Jahrhundert später ist das immer noch eine erstaunlich aktuelle Frage. Crosby, Stills, Nash & Young, Creedence Clearwater Revival, Country Joe and the Fish, Edwin Starr und Dutzende andere produzierten Songs, die den Plattenspieler verließen und Teil des politischen Wortschatzes wurden.

Und das war kaum ein rein amerikanisches Phänomen. Ich wuchs in Belgien auf, mit Holland und seinen Radiosendern gleich um die Ecke, die sich frei über eine Grenze hinweg bewegten, der offenbar noch niemand beigebracht hatte, gefährliche kulturelle Importe aufzuhalten. Protestsongs gehörten in den Benelux-Ländern ebenso sehr zur Atmosphäre. In den Niederlanden schenken uns Boudewijn de Groot und Lennaert Nijgh 1966 „Welterusten, mijnheer de president“, einen Song, der sich direkt gegen Lyndon Johnson und den Vietnamkrieg richtete und tatsächlich ein Hit wurde: Er erreichte Platz neun der niederländischen Top 40.

De Groot sang außerdem über Wohnungsnot und die gesellschaftlichen Umwälzungen rund um Provo. Armand lieferte mit „Ben ik te min“ die schäbigere, wütendere Arbeiterklassen-Variante des niederländischen Protestsongs und wetterte gegen Klassengesellschaft und Materialismus, statt Südostasien mit Napalm zu überziehen.

Belgien hatte seine eigenen Stimmen: Ferre Grignard aus Antwerpen galt als einer der ersten Protestbarden des Landes, der Folk, Blues, Skiffle und anarchische Gegenkultur verband, während Miek en Roel aus der flämischen Folkszene hervorgingen und Zwartberg Blues, ein explizites Protestlied, das mit dem erbitterten Bergarbeiterkonflikt in Limburg 1966 verbunden war, bevor er eine Karriere rund um sozial engagierte Musik aufbaute. Eine belgische Kulturzeitschrift schrieb bereits 1967 über die Explosion von Protestliedern in Flandern und Holland, wobei Vietnam das Thema beherrschte.

Wenn ich mich also an das Protestlied als Soundtrack meiner Jugend erinnere, importiere ich nicht nachträglich eine romantische amerikanische Erinnerung. Wir hatten unseren eigenen Soundtrack in Belgien und Holland, manchmal aus Amerika entlehnt, manchmal direkt gegen Amerika gerichtet, manchmal besorgt um unsere eigenen Klassenunterschiede, Arbeiter und Regierungen.

Das Bemerkenswerte war, dass junge Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks offenbar glaubten, eine Gitarre und drei Akkorde seien eine absolut legitime Ausrüstung, um sich der Obrigkeit entgegenzustellen.

Heute haben wir unendlich bessere Technologie, sofortige weltweite Verbreitung und ein Telefon in der Tasche, das in der Lage ist, ein ganzes Album aufzunehmen, und irgendwie besteht unser Hauptbeitrag zum politischen Widerstand darin, unter dem Beitrag eines anderen auf ein wütendes Gesicht zu klicken.

Man hörte sich einige dieser Lieder nicht nur an. Man gehörte zu ihnen, und dieser Unterschied ist wichtig. Ein Protestlied konnte etwas Enormes und Kompliziertes nehmen — einen Krieg, Rassismus, Wehrpflicht, Armut, Polizeibrutalität, politische Heuchelei — und es in vier Minuten packen, die ein Neunzehnjähriger in seinem Kopf herumtragen konnte.

Es verwandelte ein Argument in eine Erinnerung. Zehntausend Menschen, die sich vielleicht über die Details uneinig waren, konnten immer noch denselben Refrain singen. Das ist eine außergewöhnliche Form politischer Macht, die im Jahr 2026 eine ziemlich offensichtliche Frage aufwirft: Wo zum Teufel sind diese Lieder jetzt?

Denn wenn es jemals Umstände gab, unter denen man erwarten könnte, dass das Protestlied mit Macht zurückkehrt, dann würde das Amerika von Donald Trump sicherlich dazu gehören. Was auch immer man von Trump hält — und regelmäßige Leser haben vielleicht bemerkt, dass ich wahrscheinlich nicht zu Weihnachten nach Mar-a-Lago eingeladen werde —, der Mann hat politische Polarisierung im industriellen Maßstab erzeugt. Amerikaner streiten sich über präsidentielle Macht, Einwanderung, Universitäten, Gerichte, Zölle, die NATO, Kanada, Bundesbehörden, die Presse, exekutive

Autorität und darüber, was genau die Verfassung einem Präsidenten erlaubt, bevor endlich jemand zur Notbremse greift. Millionen Amerikaner verachten ihn. Millionen verehren ihn. Fast niemand ist ihm gegenüber gleichgültig. Das sollte musikalischer Raketentreibstoff sein.

Wäre dies das Jahr 1968, gäbe es überall Gitarren. Es gäbe Lieder, die aus Universitätsgeländen, Fabrikstädten, Kaffeehäusern, Gewerkschaftshäusern und Schlafzimmern kämen. Lieder über Abschiebungen. Lieder über Zölle. Lieder über Milliardäre. Lieder über verängstigte Einwanderer. Lieder über politische Einschüchterung. Lieder über die Verfassung. Lieder über ein Amerika, das Kanada wie eine lästige nördliche Abhängigkeit behandelt, die unerklärlicherweise vergessen hat, Washington um Erlaubnis zu fragen, bevor sie Aluminium verkauft. Es gäbe auch konservative Protestlieder, die Liberale, Regierungsbürokratie, Universitäten und was auch immer Konservative angreifen wollten, attackieren würden. Protestmusik benötigt nicht meine Zustimmung, bevor sie ihren Gitarrenschein erhält. Die Hauptsache ist, dass die Leute singen würden.

Politische Lieder existieren sicherlich immer noch, und einige sind exzellent. Aber wo ist das Lied, das jeder kennt? Wo ist der Refrain, der von fünfzigtausend Menschen auf einer Demonstration gesungen wird?

Wo ist das Äquivalent der Trump-Ära zu dem Lied, das seinem ursprünglichen Publikum entkommt und untrennbar mit dem Moment verbunden wird? Wo ist das Lied, das jemand 2076 spielen wird und einen Achtzigjährigen dazu bringt, die Augen zu schließen und sich genau daran zu erinnern, wo er war, als er es zum ersten Mal hörte?

Vielleicht sind nicht die Musiker das Problem. Vielleicht sind wir das Problem. Das Protestlied florierte in einer Zeit, in der Kultur

konzentriert war. Es gab drei Fernsehsender in Amerika. Radiosender spielten weitgehend überschneidende Musikauswahlen. Alben waren wichtig. Ein neues Lied eines großen Künstlers konnte erscheinen, und Millionen von Menschen hörten innerhalb weniger Wochen dasselbe. Kultur hatte einen Marktplatz. Wir haben ihn abgerissen und durch mehrere Milliarden personalisierte Kabinen ersetzt.

Spotify weiß, was du magst. YouTube weiß, was du magst. TikTok weiß, was deinen Daumen in Bewegung hält. Die Algorithmen sind außerordentlich gut darin geworden, jedem von uns genau genug von uns selbst zu geben, sodass wir selten auf alle anderen treffen müssen. Das ist wunderbar, wenn dein spezielles Interesse zufällig lettische Jazz-Akkordeonspieler ist, die experimentelle Versionen belgischer Trinklieder spielen. Für die Schaffung einer Hymne einer Generation ist es jedoch wesentlich weniger nützlich. Das Protestlied der 1960er Jahre war auf etwas angewiesen, das wir kaum noch besitzen: ein Massenpublikum, das denselben kulturellen Moment erlebt.

Heute ist Empörung bereits vor dem Frühstück fragmentiert. Eine Person postet ein Video. Eine andere erstellt ein Meme. Jemand startet einen Hashtag. Siebzehntausend Menschen streiten sich darunter. Bis Mittwoch sind alle weitergezogen, weil ein Kongressabgeordneter etwas Erstaunliches gesagt hat, ein Milliardär etwas Überflüssiges ins All geschossen hat und Donald Trump eine weitere Erklärung abgegeben hat, die Verfassungsrechtler dazu zwingt, das Abendessen abzusagen.

Der Empörungszyklus ist möglicherweise einfach zu schnell für das Songwriting geworden. Ein Songwriter hatte früher mehrere Monate Zeit, um über Vietnam zu schreiben. Heute könnte man am Dienstag anfangen, ein Lied über Trumps neueste Politik zu schreiben, und bis Donnerstag feststellen, dass die Politik

rückgängig gemacht, wieder eingeführt, umbenannt, vor Gericht angefochten, als gewaltiger Sieg erklärt und durch eine völlig andere Krise ersetzt wurde, an der ein anderes Land beteiligt ist, das überrascht aufwachte und feststellte, dass es anscheinend mit den Vereinigten Staaten verhandelt. Versuchen Sie mal, darauf etwas zu reimen.

Es gibt noch ein anderes Problem. Musik selbst ist ökonomisch sicherer geworden. Nicht unbedingt künstlerisch sicherer, denn es wird jede Menge abenteuerliche Musik gemacht, aber kommerziell sicherer. Der moderne erfolgreiche Musiker ist nicht bloß ein Musiker. Er oder sie ist ein Unternehmen mit Wangenknochen. Es gibt Sponsoring, Partnerschaften, Streaming-Verträge, internationales Publikum, Merchandise, Markenbeziehungen und mehrere Etagen von Anwälten, deren Hauptverantwortung darin besteht, den Künstler davon abzuhalten, etwas zu sagen, das bei einem multinationalen Getränkehersteller zu Herzschmerzen führen könnte. Politik spaltet Kunden, und Unternehmen mögen keine gespaltenen Kunden. Ein Sänger konnte 1968 die Hälfte des Landes verärgern und an die andere Hälfte Platten verkaufen. Eine globale Unterhaltungsmarke im Jahr 2026 hat jemanden in einem Büro, der sich fragt, was das Statement mit den vierteljährlichen Interaktionskennzahlen machen wird. Rebellion hat eine Marketingabteilung bekommen.

Wir haben Protestsongs durch Statements ersetzt. Jedes Mal, wenn etwas Schreckliches passiert, veröffentlichen Prominente Statements. Sie sind zutiefst besorgt. Sie stehen an der Seite von irgendjemandem. Sie verurteilen etwas aufs Schärfste.

Sie ermutigen jeden dazu, zuzuhören, zu lernen und wichtige Gespräche zu führen, wonach alle nach Hause gehen und sich nichts reimt. Niemand summt fünfzig Jahre später ein Statement vor sich hin. Niemand versammelt sich 2048 um ein Lagerfeuer und

singt liebevoll einen Instagram-Post, der mit den Worten begann: „Nachdem ich mir etwas Zeit genommen habe, um die jüngsten Ereignisse zu verarbeiten.“

Das war das Geniale am Protestsong. Es schmuggelte Politik am Intellekt vorbei verankerte sie irgendwo, wo sie wesentlich länger Bestand hatte. Man kann eine Rede vergessen. Man kann einen Leitartikel vergessen. Man kann ganz sicher vergessen, welcher Senator am 14. April auf CNN was gesagt hat. Aber wenn du die ersten Töne eines Songs hörst, den du mit achtzehn kanntest, verändert sich plötzlich der ganze Raum. Du erinnerst dich, wo du warst. Du erinnerst dich, wer neben dir war. Du erinnerst dich daran, was du geglaubt hast, bevor Hypotheken, Cholesterin und vernünftiges Schuhwerk in die Verhandlungen eintraten.

Vielleicht ist es genau das, was uns am meisten fehlt. Nicht politische Musik, sondern gemeinsam erlebte politische Musik. Da die Zivilisation also offenbar die Bedienungsanleitung verlegt hat, habe ich mich selbst gefragt, wie ein altmodisches Protestlied gegen Trump wohl klingen würde. Keine weitere Parodie. Keine langweilige Ansammlung von Witzen über sein Aussehen. Etwas so Einfaches, Ernstes und Hartnäckiges, dass mehrere tausend Menschen es tatsächlich mitsingen könnten, denn die großen Protestsongs waren selten Dissertationen mit einer Bridge.

Ich höre es langsam, vielleicht mit etwa achtzig Schlägen pro Minute, in einer Moll-Tonart, beginnend mit nichts weiter als einer akustischen Gitarre und einer Stimme. Keine stimmliche Akrobatik. Keine zwanzigsekündige Einleitung, die für Spotify produziert wurde. Die Melodie sollte bequem in eine gewöhnliche menschliche Stimme passen, denn bei Demonstrationen gibt es bemerkenswert wenige ausgebildete Tenöre.

Die Strophen sollten sich fast von selbst singen. Bass und Schlagzeug könnten allmählich einsetzen, und wenn der Refrain

kommt, sollte die Melodie bei „We don't bow, we don't bend“ ansteigen, ihren höchsten Punkt bei „Freedom“ erreichen und sich dann bei „stubborn sound“ nach unten auflösen. Beim zweiten Refrain sollte das Publikum ihn bereits kennen. Wenn die Leute erst auf ihren Handys den Text nachschauen müssen, hat die Revolution ein technisches Problem.

Der Text könnten etwa so beginnen:

„You can build your walls and raise your price, call every cruelty sacrifice, you can sell us fear and call it pride, but you cannot make us stand aside.“

Dann der Refrain:

„We don't bow, we don't bend, a country isn't one man's friend, raise your voice and hold your ground, freedom makes a stubborn sound.“

Die nächste Strophe könnte direkt auf den Personenkult um die Macht des Präsidenten zielen:

„You can fire the ones who tell you no, rewrite the truth for every show, call every question an attack, but once we've seen it, we don't go back.“

Dann noch eine:

„You can count your towers, count your votes, count the flags and count the boats, but power borrowed from the crowd doesn't make a king, however loud.“

Und weil ich dies aus Kanada schreibe, wo wir in letzter Zeit feststellen mussten, dass es zur Rolle von Amerikas engstem Freund offenbar gehört, regelmäßig mit Drohungen gegen unsere

Wirtschaft und unsere Souveränität konfrontiert zu werden, würde ich eine kanadische Strophe hinzufügen:

„And north of where your borders lie, we’ve heard the threats, we’ve heard the cry, we sell you steel, we send you light, but Canada is not your right.“

Darauf folgt:

„We are neighbours, not your prize, we know a bully when he lies, and friendship freely given stands, but friendship doesn’t change our flag or hands.“

Dann zurück in den Refrain, diesmal lauter, wobei die Instrumente bei der letzten Zeile aussetzen, damit die Menge statt des Sängers das letzte Wort hat:

„Freedom makes a stubborn sound.“

Es soll kein Dylan werden. Dylan gibt es bereits und er hat genug eigene Probleme, ohne dass man mir auch noch die Schuld dafür gibt. Der Punkt ist, wie lächerlich einfach die Struktur sein muss. Ein paar Strophen. Ein Refrain. Etwas, das die Menschen sich merken. Etwas, das sie gemeinsam singen können.

Die größten Protestsongs verstanden etwas, das die moderne Kultur offenbar vergessen hat: Raffinesse ist nicht dasselbe wie Macht. Manchmal bewirken zwanzig Worte, die von zwanzigtausend Menschen gesungen werden, etwas, das tausend wunderschön formulierte Worte nicht können.

Vielleicht stört mich deshalb das Verschwinden der großen Protestsongs so sehr. Wir haben nicht aufgehört zu protestieren. Wir sind spektakulär gut darin geworden, wütend zu sein. Die

Menschheit produziert derzeit vielleicht Wut mit einer höheren Pro-Kopf-Rate als zu irgendeinem Zeitpunkt, seit jemand das Eigentum erfunden hat. Was wir verloren haben, ist der Refrain. Jeder hat jetzt ein Mikrofon, und fast niemand singt gemeinsam.

Die großen Protestsongs der 1960er Jahre waren nicht deshalb groß, weil sie die Regierungspolitik am Morgen nach der Veröffentlichung änderten. Die meisten taten das nicht. Vietnam ging weiter. Rassismus ging weiter. Politiker logen weiter, nachdem sie anscheinend entschieden hatten, dass dies eine Tradition war, die es wert war, bewahrt zu werden. Die Songs bewirkten etwas Subtileres.

Sie sagten isolierten Menschen, dass sie nicht isoliert waren. Irgendein Kind, das in einem Schlafzimmer saß, hörte eine Stimme aus einem billigen Radio und erkannte, dass jemand anderes denselben Bullshit bemerkt hatte. Dann hörte es ein anderes Kind. Dann zehntausend. Dann eine Million. Schließlich kannten sie alle den Text.

So wird Kultur zu Solidarität, und vielleicht sitzt irgendwo gerade jetzt ein zwanzigjähriger Songwriter mit einer Gitarre auf der Bettkante, schaut die Nachrichten und wird wütend genug, um das Lied zu schreiben, das wir noch nicht gehört haben. Ich hoffe es, denn Hashtags laufen ab, Posts verschwinden und Algorithmen ziehen weiter, aber gib einer Generation die richtigen drei Akkorde und die richtigen zwanzig Wörter, und fünfzig Jahre später wird sich ein Haufen alter Leute immer noch genau daran erinnern, worüber sie wütend waren, wer neben ihnen stand und wie genau der Refrain ging. Und gelegentlich, Gott steh uns bei, hatten sie recht.

Hans Casteels ist Autor und Blogger. Er wurde in Belgien geboren und lebt in Kanada. Er ist für seine sarkastischen und zynischen Essays über seine Erfahrung mit fortgeschrittenem Prostatakrebs bekannt und veröffentlicht seine Arbeit unter dem Newsletter-Titel *The Oncology Underground* auf **Substack** (<https://hanscasteels.substack.com/>), wo er medizinische Absurditäten, die Patientenversorgung und kulturelle Themen aus einer kritischen, humorvollen Perspektive beleuchtet.

Redaktionelle Anmerkung: Der Artikel erschien zuerst am 03. September 2026 unter dem Titel „**WHERE THE HELL DID THE PROTEST SONG GO?**“ (<https://hanscasteels.substack.com/p/where-the-hell-did-the-protest-song>)“ auf dem **Substack** (<https://hanscasteels.substack.com/>) von Hans Casteels und wurde von Silvia Lorenz für Manova übersetzt.



Es bringt wenig, nur im eigenen, wenn auch exquisiten Saft zu schmoren. Deshalb sammelt und veröffentlicht **Manovas Weltredaktion** regelmäßig Stimmen aus aller Welt. Wie denken kritische Zeitgenossen in anderen Ländern und Kulturkreisen über geopolitische Ereignisse? Welche Ideen haben sie zur Lösung globaler Probleme? Welche Entwicklungen beobachten sie, die uns in Europa vielleicht auch bald bevorstehen? Der Blick über den Tellerrand ist dabei auch ermutigend, macht er doch deutlich: Wir sind viele, nicht allein!

